CHLOÉ COOPER JONES

EASY BEAUTY

BLICKE AUF MEINE BEHINDERUNG

SUHRKAMP NOVA

suhrkamp nova

Chloé Cooper Jones' Figur und Gang verraten sie an die Augen einer Welt, die ihr vorschreibt, wer sie zu sein hat: denn sie ist körperlich behindert. Doch als sie gegen alle Widerstände selbst Mutter wird, fällt ihr auf, in welchem Ausmaß Schutzmechanismen, Unsicherheit und Unbehagen sie daran hindern, im eigenen Leben zuhause zu sein. Sie entschließt sich, einer Frage genauer nachzugehen, die sie schon immer umtreibt: Was liegt unseren Vorstellungen von Schönheit und Glück zugrunde, und wie findet man sich selbst darin wieder? Sie betrachtet Berninis Skulpturen in Rom, besucht ein Beyoncé-Konzert, erkundet Kambodscha in einem Tuk Tuk und fährt in die Wüste, um Roger Federer spielen zu sehen. Es ist die Reise einer unermüdlich Suchenden, aber auch der Weg einer Heimkehr – zu ihrem Sohn, ihrer Familie und der vielleicht größten aller Herausforderungen: lieben und geliebt zu werden.

Chloé Cooper Jones ist Philosophieprofessorin, Journalistin und Autorin. *Easy Beauty* wurde von *Time*, *Washington Post*, *Los Angeles Times*, *Publishers Weekly*, *USA Today*, *Vulture*, *BuzzFeed*, *Booklist* u.a. zum »Best Book of the Year« gekürt. Sie wurde mit dem Whiting Creative Nonfiction Grant ausgezeichnet und war Finalistin für den Pulitzer Prize. Sie lebt mit ihrem Sohn und ihrem Mann in Brooklyn, New York.

Brigitte Jakobeit lebt in Hamburg und hat Autor:innen wie William Trevor, Christopher Isherwood, Katya Apekina und Patti Smith übersetzt. Für ihre Arbeit wurde sie mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Übersetzerpreis der Heinrich Maria Ledig-Rowohlt-Stiftung.

Chloé Cooper Jones

EASY BEAUTY

Blicke auf meine Behinderung

Aus dem Englischen von
Brigitte Jakobeit

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Easy Beauty
bei Avid Reader Press, New York.

Die Übersetzerin dankt Dr. Jörg Bernardy für die Unterstützung
und Expertise bei der Übertragung der philosophischen Passagen.

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5450
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
© 2022 by Chloé Cooper Jones
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
nach Entwürfen von Clay Smith
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47450-1

www.suhrkamp.de

EASY BEAUTY

Für Yoyo

Die Psyche ist ein geschichtlich bestimmtes Individuum,
das unablässig nach sich selbst sieht … Der Bereich ihrer
hochgepriesenen Freiheit ist normalerweise nicht sehr groß.
Eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist die Tagträumerei.
Unangenehmen Realitäten stellt sie sich nur ungern.
Ihr Bewusstsein ist normalerweise kein transparentes Glas,
durch das sie die Welt betrachtet, sondern eine Wolke von
mehr oder weniger fantastischem Wunschdenken, dessen
Aufgabe es ist, die Psyche vor Schmerz zu bewahren.

Iris Murdoch, *Die Souveränität des Guten*

PROLOG

Der neutrale Raum

Ich bin in einer Bar in Brooklyn und höre zwei Freunden zu, die darüber diskutieren, ob mein Leben lebenswert ist oder nicht. Jay sitzt zu meiner Linken, Colin zu meiner Rechten. Colin, ein Moralphilosoph, ausgebildet im gleichen Doktorandenprogramm wie ich, vertritt die Vision einer besseren Gesellschaft, in dem es einen Körper wie meinen nicht gäbe. Die Männer diskutieren diese Theorie, als wäre ich nicht vorhanden. Sowohl das Argument als auch die Art, wie man mich darin vergisst, sind für mich nicht neu.

Das Fenster vor mir umrahmt Szenen auf der Straße. Gruppen von Menschen, vereint in ausgelassener Vorfreude, ziehen vorbei wie Ruderer auf einem Fluss, beschleunigen in ihren Freitagabend. Ich wünschte, jemand würde stehenbleiben, mir in die Augen sehen, mich nach draußen auf den Gehsteig winken und einladen, ihm in eine lustigere Zukunft zu folgen. Keiner tut es.

Ich will nicht mehr mit den beiden in dieser Bar sein und überlege, einen Anruf vorzutäuschen. Ich könnte ein besorgtes Gesicht aufsetzen und hinausgehen, mich in den Menschenstrom mischen und verschwinden. Ich wohne nicht allzu weit weg von hier. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon, wie ich die Stirn meines schlafenden Sohnes küsse, ins Bett falle und meinem Mann über die Schulter streiche. Doch Gewohnheit und Erschöpfung halten mich ab. Eine weitere Demütigung.

Colin zu widersprechen würde eine Energie erfordern, die ich nicht habe und die ich nicht aufbringen will, nicht jetzt, nicht heute Abend, nicht, nachdem ich den ganzen Tag unterrichtet, abends gekocht, meinem Fünfjährigen viermal dasselbe Buch –

Autos machen wrumm! – vorgelesen, mir die Zähne geputzt, die Haare gerichtet und mein Lieblingskleid angezogen habe.

Es ist Anfang Mai. Ein regenreicher April hat die Atmosphäre einen Monat lang gereinigt, und der Duft der sauberen Frühlingsluft dringt säuerlich-süß durch das geöffnete Barfenster. Ich möchte diesen warmen Abend genießen, und ich möchte weniger denken. Im Augenblick ist mir schlichtes Vergnügen verwehrt, aber ich weiß, ich kann etwas Ähnliches finden, wenn ich still bin und die Männer reden lasse. Ich kann ihre Unterhaltung distanziert hinnehmen. Sie wird nicht ewig dauern. Also schotte ich mich ab, werde zur Statue, lehne mich an die Wand, umgeben von Neonlicht; ich setze einen starren Gesichtsausdruck auf und behalte ihn bei; ich verlasse die Szene und bin nur noch eine Oberfläche. Die Männer streiten sich über das Thema meiner bedauernswerten Geburt. Ich suche nach Wut und finde nur Benommenheit.

Ich zentriere mich im *neutralen Raum*, einem abgetrennten Ort in meinem Kopf, den ich mir schon früh als Methode zum Dissoziieren von körperlichem Schmerz angeeignet habe. Es gibt dort weder Türen noch Fenster, nur weiße Wände, auf denen nacheinander graue Zahlen aufblitzen,

1 2 3 4, 5 6 7 8, 1 2 3 4, 5 6 7 8

… und ich zähle so lange, bis alles andere verblasst und ich mich in einer Leere befinde, die alles aufhebt und dämpft, was gedämpft werden muss, und an diesem Punkt verschwimmt die Welt, die Bar wird sowohl dunkler als auch lauter, Colins Gesicht und Stimme verblassen, seine Worte erreichen mich nur noch vage, lösen sich auf und gehen im Getöse von Bar- und Straßenlärm unter, das ungebrochen weitergeht und als schwarzer Klang die Nacht verdunkelt.

1

EIN FENSTER

1

Die Berninis

Drei Monate später

Ein Fremder starrt mich an. Ich senke die Schulter und mustere ihn flüchtig. Er ist groß. Mit geschmeidigem, sicherem Schritt durchquert er den Raum in meine Richtung. Sein Blick heftet sich an mich, bindet meine ganze Aufmerksamkeit. Seine Augen gleiten über meinen Körper, dann schaut er weg, zurück, weg, schenkt sich jegliche Diskretion und schätzt mit auf und ab wanderndem Blick meine Größe ein. Neuheit animiert das Auge, und ich bin immer etwas Neues. Kaum hat er sich an mich gewöhnt, wendet er sich ab und betrachtet die Bernini-Skulptur vor uns, eine Szene aus Ovids *Metamorphosen*. Jetzt bin ich mit dem Starren dran.

Der Fremde ist wie am Reißbrett entworfen. Von Kiefer zu Nacken, von Schulter zu Rumpf, von Hüfte zu Knie: ein Körper aus geraden Linien, Design, Absicht. Mein Gesicht ist gerötet, mir ist heiß, ich stinke, triefe vor Schweiß, Rinnsale der Selbstvorwürfe. Er steht jetzt neben mir, trocken und lächelnd; seine Trockenheit nervt mich. Ich hatte mein Hotel um die Mittagszeit verlassen: ein Fehler. Die Straßen flirrten vor Hitze. Die Luft war klebrig und feucht wie ein Mund. Der in feinen Schwaden in der Luft treibende Staub legte sich wie ein Film über mich.

In der Galleria Borghese wimmelt es von Touristen; sie drängeln, umschließen uns, bilden einen Rahmen um mich und den Fremden. Aus der Ferne sehen wir vielleicht aus wie höfliche Menschen, die eine schöne Skulptur bestaunen, doch an meinem Platz inmitten der Menge sehe ich all die verstohlenen, trägen Blicke, die geröteten Gesichter, die großen Augen, das Grinsen,

die Pulsschläge und Wallungen, und ich bin gefangen in ihrer Stimmung, überspült von den roten Wellen ihrer Energie. Alle Blicke haften an einem einzigen Punkt der Skulptur, dort, wo Plutos Hand in Proserpinas nacktes Bein greift.

Die Skulptur stellt eine Szene aus der römischen Mythologie dar. Eine Version geht so: Pluto beleidigt Venus, die Göttin der Liebe. Aus Rache bittet sie Amor, seinen Pfeil durch Plutos Herz zu schießen, damit ihn augenblicklich ein liebesähnlicher Wahn befalle. Proserpina, die Tochter der Göttin Ceres, ist in der Nähe und pflückt Blumen. Pluto, der Gott der Unterwelt, entführt sie aus der Natur und bringt sie gewaltsam in sein dunkles, isoliertes Reich.

Bernini hält für uns den Moment fest, in dem Pluto Proserpina erblickt und sie grob an sich reißt. Er schlingt eine harte Hand um ihren Schenkel, und an diesem Berührungspunkt lässt der Künstler auf unglaubliche Weise metamorphen Stein weich erscheinen. Die Erotik dieser Aggression, wie marmorne Finger in marmornem Fleisch versinken – sie beunruhigt mich, aber ich wende den Blick ebenso wenig ab wie alle anderen.

Der Fremde kommt ein Stück näher. Sein Ellbogen streift meine Schulter. Die Stelle, an der wir uns berühren, wird zu einer eigenen sinnlichen Welt aus Wärme, Schwere, einem Duft wie von nassem Laub. Dann löst sich sein Arm kaum merklich von meinem, und die Welt erweitert sich um den schmalen Raum, der uns trennt, und durch diesen Raum tut sich vibrierend ein mögliches Abenteuer auf. Feine Härchen und poriges rotes Fleisch erheben sich, um die Lücke zwischen meinem Körper und seinem zu überbrücken. Meine Gedanken kriechen über meine Haut. Der Fremde und ich atmen im Gleichtakt, warten gespannt auf die Geste des anderen. Ich stelle mir vor, dass der Fremde mich packt, so wie Pluto Proserpina packt. Er neigt sich näher, und eine Wärme entfaltet sich in mir. Ein Gedanke, der in

Richtung Lust geht: zu sehen, wie er mir knieend den römischen Staub von meinem bloßen Bein leckt. Im selben Moment beugt sich der Fremde vor und atmet tief ein, als könnte er dadurch ein winziges Teilchen des Bernini in sich aufnehmen, um es noch lange nach dem Verlassen des Museums in seinem Inneren zu bewahren. Er wippt zurück, nickt der Statue zu – eine seltsame Geste, vielleicht Respekt? – und geht dann ohne mich weiter, schlängelt sich durch die Menge. Ich bleibe noch eine Weile stehen und betrachte die mit einem Werkzeug eingemeißelte Gänsehaut Proserpinas.

In anderen Bearbeitungen dieses Mythos zeichnen Künstler eine schwächere Heldin. Dürer stellt Proserpina (Proserpina beim italienischen Bildhauer Bernini, Persephone bei den Griechen) in seiner Eisenradierung als schwindelerregendes Windrad von Gliedmaßen dar, in dessen Mittelpunkt ihre Brüste sind, die sich merkwürdig wölben wie hervortretende Augen. Alessandro Allori zeigt sie ruhig und ausdruckslos, irgendwie gelangweilt von ihrer Entführung. Rubens präsentiert sie rückwärts gekrümmt über den Rand von Plutos rasendem Kampfwagen, willenlos angesichts der verwirrenden Szene. Bei Rembrandt krallt sie sich ins Leere fallend an Plutos Gesicht fest. Und bei Theodoor van Thulden wirkt sie bestürzt, den Kopf nach oben gereckt, die Arme himmelwärts gerichtet, als bäte sie einen gerechteren Gott, einzugreifen und sie vor ihrem Schicksal zu retten.

Aber Berninis Proserpina ist lebendig.

Ihr Körper ist stark, sie wendet ihn energisch gegen Pluto und versucht, sich zu befreien. Sie drückt ihm ihren Handballen ins Gesicht. Er zieht eine Grimasse. Bernini zeigt Pluto verstört, aus dem Gleichgewicht, taumelnd, als wollte er uns daran erinnern, dass Amors Pfeil ihn auch seiner Kraft beraubt hat. Ovids Mythos erzählt von zwei erzwungenen Transformationen, und Bernini zeigt uns zwei Menschen in Bewegung, die sich vergeblich

gegen ihr Schicksal wehren. Die Statue strahlt, überstrahlt alles im Raum, und sie vibriert von der Energie der Betroffenen – Pluto verletzt Venus, die Pluto verletzt, der wiederum Proserpina verletzt; eine Kette von Verletzungen, sichtbar auf Proserpinas Schenkel, deren steinernes Fleisch unter dem Griff des Gottes nachgibt. Es ist verblüffend: Ich bin hin- und hergerissen zwischen Ehrfurcht, Abscheu, Verlangen.

In meiner rechten Hüfte meldet sich der vertraute Schmerz von zu langem Stehen. Wenn ich keinen Ort finde, wo ich mich hinlegen, strecken und ausruhen kann, wird mein Körper gleich streiken. Die Riemen an meinem Rucksack sind nicht gleich lang, ich spüre schon jetzt den Druck, der die Muskeln rechts von meiner gekrümmten Wirbelsäule verkrampfen lässt.

Ich suche meinen neutralen Raum und zähle 1 2 3 4 5 6 7 8.

Langsam gehe ich an der Skulptur vorbei. Es gibt hier noch andere Kunst zu sehen. Ich bleibe stehen, um das Gleichgewicht zu finden und auszuruhen. Mein Rücken ist steif und wird noch steifer. Der Schmerz verwandelt die unangenehme Schräge des Bodens, ordnet sie neu, verzerrt sie, setzt sie in Bewegung; sowohl die Breite als auch die Neigung der Fläche verändern sich. Der Reiz all der Kunst ist verschwunden, ich bin nur noch von Dingen umgeben. Der Schmerz kappt meine Verbindung zu allem, nur nicht zu ihm.

Ich suche nach einem Ausgangsschild und gehe in einen neuen Saal. Auch der Fremde ist dort.

Er steht von mir abgewandt, doch die Linie seiner Schulter strafft sich in meine Richtung. Er spürt meine Nähe. Ich starre einen Moment zu lange, er dreht sich zu mir. Ich erschrecke, beruhige mich und betrachte verwirrt das nächste Bild, alles, nur nicht ihn. Er beobachtet mich. Was für ein Gefühl! Woanders hingucken kriegt etwas Elektrisierendes. Ich spüre, wie er sich

anmutig durch die Menge manövriert. Sein langes Betrachten eines Kunstwerks, sein kurzer Blick an die vergoldete Decke – alles nur mir zuliebe. Ich versuche, genug Energie aufzubringen, um mir eine andere Realität vorzustellen, eine, in der ich zu einem schönen Körper werde, der vor Verlangen errötet, ohne Schmerz, mit leerem Verstand, lustvoll im gegenwärtigen Moment aufgehend und dort zurückgelassen, verwirrt und hellwach. Ich folge ihm. Er durchquert den Raum, also tue ich es auch; er biegt um eine Ecke, ich ebenfalls; er ist nur wenige Schritte vor mir, sein Duft erreicht mich, die Länge seines Nackens ist die Länge meines Namens; ich bin fasziniert, nicht von ihm, sondern von meiner aufgeblasenen, blumigen Träumerei, von Möglichkeit. Ein Vorhang hebt sich, gibt den Blick frei auf eine neue Szene: eine Frau trifft einen Fremden, und nun kann die echte Geschichte beginnen.

Als ich sechs war, hielt mich mein Vater an der Hand, während er einer rothaarigen Frau durch ein Kaufhaus folgte. Sie war eine Fremde, betrachtete meinen Vater jedoch mit einer Bestimmtheit, die ich nicht verstand. Sie sah ihn an, bis er den Blick senkte. Sie bewegte sich durch die Gänge und wusste genau, er würde ihr folgen, und das tat er. Ich ging hinter meinem Vater, verborgen vor der Frau, aber ich konnte sie sehen. Sie trug ein weißes Kleid, an das ich mich erinnere, als stünde sie jetzt in der Galleria Borghese vor mir. Geschmackvoll, weit, durchsichtig. Ich habe oft gegen den Wunsch angekämpft, mir etwas Ähnliches zu kaufen, und mich gefragt, was ein solches Kleid bei mir auslösen könnte. Mein Vater hatte meine Hand gedrückt und geflüstert: *Weitergehen*, *weitergehen*.

Ich beobachte meinen Fremden in der Galleria. Würde ich ihm aus dem Museum in eine imaginäre Nacht folgen? Er ist jetzt vor mir im großen Saal, *weitergehen*, *weitergehen*, aber ich kann nicht weitergehen. Meine Hüfte hindert mich. Ich lehne